

KIERA BRENNAN  
DIE HERREN DER GRÜNEN INSEL



kostenlos mobil  
weiterlesen

Eine ausführliche Erklärung von Papego  
finden Sie am Ende des Buches

KIERA BRENNAN

DIE HERREN DER  
GRÜNEN INSEL

Die Irland-Saga 1

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Blanvalet Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkterstr. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

© 2016 by Kiera Brennan

Redaktion: Margit von Cossart

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Umschlagmotive: plainpicture/Günther Philipp;  
[www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Karte und Illustrationen: © Tina Strube, books & infographics

BL · Herstellung: wag

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0140-3

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

## Vorbemerkung

Das Irland des 12. Jahrhunderts, in das ich Sie entführe, war ein Mosaik aus Provinzen und sehr kleinen Reichen. Nicht immer konnte der Hochkönig – die übergeordnete Instanz – die vielen Könige unter sich vereinen und für Frieden sorgen. Oft kam es unter den Klein- und Großkönigtümern zu blutigen Fehden. Freie Männer wurden als Söldner angeworben und in die vielen Schlachten geschickt, die die Erde der Insel mit Blut düngten. Kriegszüge, in deren Verlauf Geiseln genommen und Untertlegene versklavt wurden, dauerten oft jahrelang.

Die damalige Umgangssprache war irisches Gälisch, eine Sprache, in der viele Silben nur gehaucht werden – also Buchstabenkombinationen wie »bh«, »dh«, »fh« oder »gh« wie ein stummes H oder gar nicht ausgesprochen werden. Zum anderen gibt es viele Doppel- und Dreivokale wie ai, ao, ea, oi oder aoi, eoi, iai, die nur mit einem bestimmten Vokal oder Umlaut wiedergegeben werden. So ist bei ai das I stumm oder das E wird in Kombination mit einem O oder A zum J.

Bei den Namen der historischen Persönlichkeiten stand ich vor der Wahl, entweder die anglisierte Schreibweise zu benutzen, die dem Leser die richtige Aussprache erleichtert, oder die gälische, die historisch authentischer ist. Ich habe mich für folgenden Kompromiss entschieden: Immer wenn die gälische Namensform relativ leicht zu lesen beziehungsweise auszusprechen ist, zum Beispiel bei Diarmait (englisch Dermot), Aoife (englisch Eva) oder Tigernán (englisch Tiernán), habe ich diese benutzt. Bei komplizierteren Namen habe ich mich der Einfachheit halber für die anglisierte Form wie Ruari O'Connor statt Ruaidrí Ua Conchobair oder Murtagh statt Muirchertach entschieden. Gleiches gilt für die Ortsnamen im Roman – bei bekannten Orten, sei es Dublin oder der Fluss Liffey, habe ich den Namen verwendet, der heute in Gebrauch ist.

Bei Orten, die im Roman bedeutsam, die unsereins aber kaum vertraut sind, habe ich den ursprünglichen gälischen Namen angewandt.

Wie man die gälischen Eigennamen, die ich in diesem Buch verwende, korrekt ausspricht, können Sie dem Personenverzeichnis im Anhang entnehmen.

# Prolog







## 1151

Ascall war sechs Jahre alt, als er zum ersten Mal tötete. Nichts in dieser Nacht hatte ihn darauf vorbereitet.

Es war eine lange Nacht, ebenso schwarz wie kalt, eine Nacht, wie sein Bruder Ailillán sie fürchtete. Er vermutete hinter den grauen Nebelschwaden Geister und hinter dem Wald, der die Burg Dún Fionn umgab, ein Heer verwunschener Söldner, die nicht wussten, dass sie längst dem Tode geweiht waren, und immer noch drohend ihre Waffen erhoben.

Ascall lachte den ein Jahr jüngeren Ailillán aus. »Ich zeige dir einen Ort, der zu warm ist, als dass sich Geister dort wohlfühlten.«

»Woher weißt du denn, dass Geister Wärme hassen?«, fragte Ailillán erstaunt.

Ascall gab keine Antwort, aber Ailillán folgte ihm trotzdem vom Haupthaus ins Freie. Der Nachthimmel schien aus Pech zu sein – zu zäh, um jemals wieder freundliches Sonnenlicht durchzulassen. Weiß hingegen war der Hauch vor ihren Mündern, als sie über den Hof rannten. Sobald sie den rötlichen Lichtschein der Fackeln zurückgelassen hatten, sahen sie nicht einmal mehr ihn. Ailillán stolperte immer wieder, Ascall nicht. Er kannte jeden Stein und jede Furche im Boden. Es gab kein Loch, in das er noch nicht gelugt, keine Ritze, in die er nicht seine Hand gesteckt, keinen Winkel, den er unerforscht gelassen hatte. Noch nie hatte er die Ringburg, auf der er geboren worden war, verlassen, erst recht nicht, seit ihr Vater Jahre zuvor in den Krieg gezogen war. Er, Ascall, sei nun der Herr, bis er wiederkomme, hatte dieser beim Abschied erklärt.

Bis jetzt gab es kein Lebenszeichen von Ultan von Toora, doch das hatte nichts zu bedeuten. Ascall war sicher, dass der Vater einfach noch nicht genügend Feinde getötet hatte. Kriegs-

züge dauerten schließlich nicht nur Wochen wie früher, sondern manchmal mehrere Jahre, und in dieser Zeit musste er Dún Fionn und die Menschen, die hier lebten, beschützen.

Immer weiter ließen sie das Haupthaus mit der großen Halle zurück, den Anbau an der nördlichen Längsseite, in dem ihre Mutter und ihre Tante schliefen, außerdem die Vorratskammern, die Grubenhäuser, Stall und Schmiede, Werkstätten, in denen Bronze und Blei verarbeitet wurden, und die Scheune, wo man im Sommer das Getreide drosch. Ascall hatte ein anderes Ziel, ein kleines Gebäude in der Nähe der kreisrunden Mauer, die einst auf der Spitze einer großen Kalksteinerhebung gebaut worden war und schon den Attacken der gefürchteten Wikinger standgehalten hatte. Die Wände dieser Hütte waren aus Flechtwerk errichtet und sorgfältig mit Lehm ausgestopft worden, sein Dach dick mit Reet gedeckt, sodass der kalte Odem der Nacht keinen Einlass fand.

Ailillán scheute die Dunkelheit, die sie im Inneren erwartete, mehr, als dass er die Wärme herbeisehnte. »Was willst du denn ausgerechnet hier?«, fragte er zweifelnd und versteifte sich.

Ascall gab ihm einen Stoß. »Nun geh schon hinein.«

»Dürfen wir das überhaupt?«

»Ich bin der Herr von Dún Fionn, ich darf alles.«

»Die alte Úna hat gesagt, dass den O’Neills jetzt die Burg gehört, weil Vater ihr Gefangener ist. Sie hat auch gesagt, dass alle mächtigen Männer Geiseln halten, sonst wären sie schließlich nicht mächtig, und dass die Geiseln oft getötet oder geblindet werden.«

Ascall packte Aililláns Hand so fest, dass sich seine Nägel ins weiche Fleisch des Daumenballens gruben. Der Bruder wimmerte.

»Sag nie wieder so einen Unsinn über Vater!«, zischte Ascall.

»Dann sag du mir, wo wir hier sind!«

Ascall erklärte ihm, dass die Ernte meist feucht vom vielen Regen sei. Dass man das Getreide vor dem Dreschen und Mahlen erst in einem mit Lehm und Steinen ausgekleideten und mit Torf beheizten Ofen, den man *sorn* nenne, trocknen und härten müsse. Und dass sich dieser im Holzhaus befinde.

Als sie endlich eintraten, brannte kein Feuer darin, noch nicht einmal die roten Augen der Glut blickten ihnen entgegen, aber die Wände des Ofens waren noch warm, und die Balken, die das Dach stützten, knackten, als würden sie sich wohligh strecken. Ungleich furchterregender klang das Geräusch, das dem Knacken folgte – ein Röcheln, nein, ein Knurren, tief und bedrohlich.

»Und es gibt sie doch!«, rief Ailillán angstvoll. »Geister, Feen, Götter, Elfen ...«

»Selbst wenn es sie gäbe, sie würden niemals einen Schritt auf die Burg setzen! Sie wohnen auf Bäumen und unter Felsen, in Flüssen und Mooren. Und bei Mondschein tanzen sie auf den Lichtungen.«

»Aber heute scheint kein Mond.«

»Wenn sein Licht auf die Welt fiele, dann würdest du sehen, dass hier kein Geist sein Unwesen treibt, jedoch ein ... Kätzchen schläft.«

Aililláns Atem beruhigte sich. »Wo ist es denn?«, fragte er neugierig.

Ascall zog den Bruder noch näher zum Ofen. Er wusste, dass er Kätzchen liebte. Manchmal schnitzte er ihm eins aus abgela-gertem Buchen- oder Ebenholz. Seine Mutter Almaith behauptete, dass auch sein Vater gut schnitzen könne. Die alte Úna hingegen sagte, dass das nichts Besonderes sei. Es liege nun mal in der Natur eines jeden Mannes, mit dem Messer umgehen zu können. Vermöchte er das nicht, sei er eben kein Mann, sondern ein Mönch.

Ob dieses dumme alte Weib wirklich Geschichten vom Vater herumerzählte, die nicht stimmten? Falls es so wäre, würde Ascall sie zur Rede stellen, er war immerhin der Herr von Dún Fionn, Ultan von Tooras Stellvertreter, aber jetzt schlief Úna wohl tief und fest, und die Angelegenheit konnte bis zum kommenden Morgen warten.

Ascall griff in den Ofen, tastete sich immer weiter vor, stieß schließlich auf ein wohligh schnurrendes Fellbündel und zog es heraus. Vorsichtig reichte er es Ailillán. »Hier ... hier ist das Kätzchen. Du kannst es halten.«

»Wo ist seine Mutter? Warum schläft es hier ohne seine Geschwister?«

»Es ist groß genug, um allein zu leben. Die Mutter mag es nicht mehr und gibt ihm Ohrfeigen, wenn es ihr zu nahe kommt.«

»Das ist grausam.«

»Grausam sind Krieger, keine Katzen. Die folgen nur ihrer Natur.«

»Krieger etwa nicht?«

»Ein Held wird, wer über sich hinauswächst.«

Sein Vater war ohne Zweifel ein Held. Gewiss sehnte er sich nach seiner Heimat, dem Weib und den Söhnen, aber er folgte beharrlich der Pflicht, Feinde zu besiegen.

Die beiden Knaben hockten sich vor den warmen Ofen, streichelten das Kätzchen und spürten, wie es mit den Pfoten sanft gegen ihre Hände trat. Bis eben hatten Ascalls Zähne vor Kälte geklappert, doch als er sich an den Körper des Bruders schmiegte und dem Schnurren des Tierchens lauschte, war ihm, als würden ihn nach langem Regen Sonnenstrahlen kitzeln. Er schloss die Augen und währte sich nicht länger von dunkelster Nacht verschluckt, sondern an jenen strohgoldenen Tag zurückversetzt, da sein Vater von Dún Fionn fortgeritten war ...

Er nickte ein, träumte davon, dass der Vater wiederkam und an seinem Gürtel die Köpfe der Besiegten trug. Der brachte gewiss nicht nur Köpfe mit, auch goldene Fibeln und kupferne Gürtelschnallen für die Mutter, Stoffe so weich wie das Fell des Kätzchens und frische rote, süße Äpfel, deren Saft über das Kinn lief, wenn man hineinbiss.

Ascall schmatzte genussvoll, und dieses Geräusch riss ihn aus dem Schlaf – das und noch ein anderes.

Ailillán schlief tief und fest, das Kätzchen hatte sich auf seinem Schoß zusammengerollt und zu schnurren aufgehört, Ascall aber konnte nicht einfach wieder die Augen schließen und so tun, als hätte er es nicht vernommen.

Er spitzte die Ohren, und da! Da war es wieder! Ein Ächzen, als würde einer gequält seinen letzten Atemzug tun. Ein

Poltern, als würde einer schwer auf den Boden fallen. Ein Klirren, als würde einer sein Schwert ziehen oder es wieder in die Scheide stecken – sicher mit blutiger Klinge.

Ascall sprang auf. Jetzt, da er konzentriert lauschend den Atem anhielt, war nichts mehr zu hören als sein eigener dröhnender Herzschlag, doch das beruhigte ihn mitnichten. Die Stille hatte nichts Tröstliches, war schwer und schwarz wie die Nacht, verhiess nicht Schlaf, sondern ... Tod.

Trostsuchend streichelte er das Kätzchen, aber das schien von Mäusen zu träumen, fuhr jäh seine Krallen aus und kratzte ihn. Der stechende Schmerz ließ Ascall kurz seine Furcht vergessen und das warme Blut, das über seinen Handballen floss, doch das Unbehagen wurde alsbald von einem neuen Laut genährt. Dieses Mal war es ein panischer Schrei, der so abrupt endete, dass er schwören konnte, hier war jemand zum Verstummen gebracht worden.

Ascall stürzte hinaus, spürte weder Kälte noch Dunkelheit, nahm nur die unsichtbare Bedrohung wahr. Ein salziger Geruch lag in der Luft, von dem sich nicht sagen ließ, ob er von verschwitzten Pferde- oder Menschenleibern kam. So oder so kündete er davon, dass jemand die Burg betreten hatte.

Ein Verbündeter seines Vaters.

Oder ein Feind.

Ascall griff nach seinem Gürtel, wo das kleine Messer hing, mit dem er seine Holzfiguren schnitzte. Nicht, dass er hoffte, er könnte feindlichen Kriegern tiefere Wunden zufügen als einen Kratzer, doch kämpfen würde er gleichwohl – würde jedem zeigen, dass er der Herr von Dún Fionn war, würde den Namen seines Vaters ehren.

Der Boden war nass vom letzten Regen. Obwohl er schlich, ertönte bei jedem seiner Schritte ein Schmatzen. Lauter als dieses, obwohl aus weiter Ferne und von Holz- und Lehmwänden gedämpft, waren aufgeregte Stimmen zu vernehmen. Ascall vermutete, dass sie aus der Halle des Haupthauses kamen oder von den Gemächern der Mutter unmittelbar dahinter, und ging entschlossen darauf zu.

Der Mond versteckte sich, die Sterne dagegen lugten neugierig

rig hinter den Wolken hervor – tausend gleichgültigen Augen gleich, die ihn anstarrten, ohne seinen Mut zu befeuern oder ihn vor Gefahr zu warnen. Immerhin ließ ihr Licht ihn die Fußspuren im aufgeweichten Boden erkennen – große Fußspuren, viel tiefer als die, die er selbst hinterließ.

Ascall blickte hoch zum Wehrgang auf der Mauer, aber da war kein Krieger. Er lugte zum Tor, auch dort hielt niemand Wache. Sie konnten doch nicht alle davongelaufen sein, ohne dass er es bemerkt hatte!

Nun, da beim Eingang saß jemand – der alte Bran, der nur mehr zwei Zähne hatte und einen Buckel und der so wacklig auf seinen Beinen stand, dass die anderen Männer höhnten, er müsse im Sitzen pissen wie ein Weib. Trotzdem konnte er immer noch mit der bloßen Hand Mäuse fangen, und diese aß er dann – noch lebend und roh.

»Bran?«

Bran saß vornübergebeugt. Er hatte kaum mehr Haare auf dem Kopf, doch die wenigen dünnen Strähnen reichten, um sie zu packen und seinen Kopf zurückzuzerren. Obwohl dunkle Wolkenfäden das Licht der Sterne verschluckten, konnte Ascall erkennen, dass sie weit offen standen ... und blind und leer waren. Bran würde nie mehr Mäuse fangen und sie verspeisen.

»B... Bran ...«, stammelte Ascall.

Das Haar des Alten starrte vor Dreck, sein Wams war blutbesudelt. Schwarz und zäh sickerte es aus der Brust, aus der der Griff eines Messers ragte.

*Wenn ich es herausziehe, hätte ich zwei ...*

Aber Ascall hatte Angst vor dem Toten, zog einen weiten Kreis um ihn und betrat den kleinen Vorraum, der in die Halle führte. Hier erleuchteten zwei unruhig flackernde Fackeln die Wände, die, als er mit Ailillán vorbeigeschlichen war, noch nicht in der Verankerung gesteckt hatten. Ascall erschrak vor seinem eigenen bebenden Schatten, als er sich umblickte.

*Ich bin der Herr von Dún Fionn, ich kämpfe wie mein Vater, ich darf mich von der Angst nicht besiegen lassen.*

Die Willensanstrengung, sich diese Worte wieder und wieder zu sagen, war so groß, dass kein Platz für Panik blieb – was

indes nicht verhinderte, dass sich seine Eingeweide zusammenzogen, als er einen weiteren reglosen Leib entdeckte. Dieser saß nicht, sondern lag auf dem Bauch, sodass Ascall nicht in blicklose Augen sah, nur auf eine riesige offene Wunde am Rücken. Dennoch erkannte er, dass es die alte Úna war.

Tot, tot, tot ...

Nicht nur Bran, auch Úna, die behauptet hatte, dass sein Vater womöglich als Geisel gefangen gehalten wurde. Der Gedanke empörte ihn natürlich auch jetzt noch, doch in einem musste er der Alten recht geben: Wären alle Feinde seines Vaters tot, würden sie nicht in die Burg eindringen, um ihre Bewohner zu töten.

Ascall stieg über Úna hinweg. Er wollte sie so wenig berühren wie Bran, aber hier in dem schmalen Vorraum war zu wenig Platz, um einen weiten Kreis um sie zu ziehen. Úna war bekannt dafür gewesen, den besten Käse von Irland zuzubereiten. Goldgelb war er und würzig und ließ an Rinder denken, die nur sattgrünes Gras fraßen, nie schlammig braunes, und die nur unter wohligem Sonnenschein wiederkäuerten, nicht unter regenschwerem Himmel. Selbst jetzt roch sie nach diesem Käse und nach Milch, nicht nach Tod. Der Geruch begleitete Ascall die nächsten Schritte über.

*Ailillán ... Hoffentlich schläft Ailillán und folgt mir nicht ... Ich hole ihn später, wenn ich die Feinde verjagt habe ...*

Als Ascall wieder ins Freie trat und das Langhaus umrundete, um durch den Hintereingang die Schlafgemächer auf der Nordseite zu erreichen, bemerkte er, dass die Stimmen, die er zuvor wahrgenommen hatte, verstummt waren. Ein anderes Geräusch wurde hingegen lauter. Kein Klirren von Waffen war es, kein Ächzen von Sterbenden, kein erschrockener Schrei, sondern ein Stöhnen, wohligh wie das Grunzen der Schweine, wenn er sie mit Eichel, Molke und den Schalen von Rüben fütterte. Den Ferkeln, von denen er manchmal eines in den Händen gehalten hatte, hatte er immer besonders gutes Futter verschafft.

Sie haben so weiche Haut wie Säuglinge, hatte die alte Úna oft behauptet. Aber viele werden von der Mutter zerquetscht

oder totgebissen, hatte der alte Bran dagegehalten. Vielleicht hatte er zu Lebzeiten auch Ferkel roh gegessen ...

Selbst wenn Ascalls Mutter weder so grausam wie Bran noch wie die Säue war, die sich auf ihre Ferkel legten, kam das Stöhnen doch von der Kammer, die sie sich mit der jüngeren Schwester und drei Mägden teilte, und als Ascall darauf zuschritt, vermischte sich ein Wimmern damit, das kläglicher klang, als jedes Ferkel quietschen konnte. Er biss sich auf die Lippen, um einen Aufschrei zu unterdrücken.

*Ich muss die Mutter retten!*

Dies war ihm Gewissheit – wenn er auch keine Ahnung hatte, vor wem und was dieser Eindringling ihr antat.

Ascall zog den Kopf ein, schob leise die Holztür auf, betrat jenen kleinen Raum, der durch eine Wand aus Korbgeflecht von der Schlafkammer getrennt war. Duftende Kräuter hingen hier, die Mugain, die Schwester seiner Mutter, trocknete, vor allem Schwarzdorn, dessen Stacheln so spitz, aber dessen Geruch so süß war. Die Süße passte nicht zu dem Stöhnen und noch weniger zu dem Wimmern, das mit jedem Atemzug erbärmlicher klang.

Ascall umklammerte sein Messer, lugte an der Trennwand vorbei, sah mehrere Kerzen in der Kammer brennen – solche, die aus Binsen und Ochsentalg gemacht waren und immer stark qualmten – und erblickte inmitten der grauen Schwaden seine Tante. Bleich und mit vor Angst geweiteten Augen kauerte Mugain in der Ecke. Wahrscheinlich war sie im Schlaf von dem Fremden überrascht worden, der jäh in das Gemach gestürzt war, doch auf sie hatte er es nicht abgesehen ... Er störte sich noch nicht mal daran, dass sie zur Zeugin seiner grausamen Tat wurde. Nein, die Mutter hatte er in seine Gewalt gebracht!

Sie kniete vornübergebeugt auf der Schlafstatt, hatte ihr Gesicht fast in einem der Felle vergraben, mit denen sie sich sonst zudeckte. Ihr Haar klebte auf der verschwitzten Haut, einige Strähnen fielen ihr in den leicht geöffneten Mund, konnten das Wimmern aber nicht dämpfen. Sie trug noch ihr Kleid, nur den Gürtel hatte sie abgelegt – den Gürtel, an dem sie nicht nur die



Schlüssel für das Haupthaus und alle Vorratskammern, auch eine kleine Schere, einen Zahnstocher und eine Pinzette aus Bronze trug.

*Warum hat sie sich nicht damit gewehrt?*

Gewehrt gegen den Mann, der hinter ihr stand, ihr das Kleid bis zu den Hüften hochgeschoben und ihre Beine gespreizt hatte, sodass Ascall die rötliche Scham sah, die bläulichen Adern unter der Haut, das gekräuselte feuchte Schamhaar. Feucht wovon? Von Blut? Er sah keines über die Schenkel fließen, gleichwohl der Mann ihr wehtun musste, schrecklich weh, wie er da sein Gemächt hervorzog, um es wieder und wieder in ihren Leib zu stoßen, immer schneller, immer zügelloser, gleich einer Waffe, mit der man auf sein wehrloses Opfer einsticht. Das Stöhnen des Fremden wurde lauter, ein triumphierender Aufschrei entfuhr seiner Kehle. Er warf den Kopf in den Nacken und schloss die Augen.

Ascall löste sich aus seiner Starre. Dies war sein Moment.

*Ich werde Mutter rächen, ich werde Dún Fionn schützen, ich werde den Namen meines Vaters von der Schande reinwaschen, die du über uns brachtest.*

Als er mit dem kleinen Messer auf den Mann zustürzte, schrie Ascall. Schrie, wie man im Krieg schreit, rau und wild und dunkel wie ein Mann. Aber egal ob Mann oder Knabe – in jedem Fall war Ascall viel kleiner als sein Feind. Der ließ sich weder von der Lust besiegen noch von ihm. Ein Spaltbreit mussten die Lider offen geblieben sein und gesehen haben, wer da schattengleich auf ihn zustürzte, denn ehe Ascall ihm das Messer in den Oberschenkel rammen konnte, hatte der Mann ihn am Handgelenk gepackt und es umgedreht, bis der Knochen knackte. Die Waffe entglitt Ascall, der Schmerz höhlte ihn aus. Und dann schleuderte der Mann ihn durch den Raum, und er prallte mit dem Kopf gegen die Trennwand. Sie hielt seinem Gewicht nicht stand, sondern brach ein, und mit dem Stroh und Geäst regnete Mugains getrockneter Schwarzdorn samt seinen Stacheln auf ihn herab.

Der Mann lachte, lachte dröhnend und spöttisch und demütigte ihn damit noch mehr als mit seinem heftigen Stoß. Ascall

ahnte, was er dachte ... Du kannst nichts dagegen tun, dass ich deine Mutter schände und hinterher töte, dass danach Mugain dran ist und am Ende du mein Opfer bist ...

Trotz der Schmerzen versuchte Ascall, sich hochzukämpfen. Wenn er schon sterben musste, wollte er dabei nicht liegen, sondern stehen. Langsam klärte sich das Bild vor seinen Augen, doch bevor er den Blick der Mutter suchen konnte, die Verzweiflung darin lesen und die Hoffnungslosigkeit, vernahm er noch mehr Gelächter. Und dieses kam nicht aus der Kehle eines Mannes, nein, aus der einer Frau. Der seiner Mutter.

»Was für ein aufmüpfiges Bürschchen du bist!«, rief der Mann, trat auf ihn zu und zog ihn hoch. »Wenn du noch einmal auf mich losgehst, hacke ich dir die Hand ab. Heute will ich noch mal ein Nachsehen haben.«

Ascall hatte das Gefühl, dass er ihm den Arm ausriss. »Mutter ...«

Seine Tante Mugain drehte sich um und floh, seine Mutter richtete sich indes lachend weiter auf und strich sich das Haar aus der Stirn.

»Das ist dein Vater, Dummkopf! Er ist nach all den Jahren endlich heimgekehrt!«

»So ist es!«, rief Ultan von Toora. »Und es konnte mir nicht schnell genug gehen, mein prächtiges Weib zu besteigen!«

Als er ihn losließ, wäre Ascall fast wieder in sich zusammengesackt, doch er hielt sich aufrecht.

*Sein Vater ... heimgekehrt ... Er ist keine Geisel ... kein Sklave ...  
Aber er ist auch kein Held.*

Ascall musterte ihn genauer. Ultans Haar war lang wie das der Könige – ob die der Provinzen oder der kleinen Reiche –, jedoch schütter. Ungleich dichter, auch struppiger wuchs der Bart. Die fleischigen Lippen waren deutlich zu sehen, nicht hingegen, ob die Wangen einfach nur schmutzig oder vernarbt waren. Ebenso wenig ließ sich sagen, ob die Kleidung – ein silbernes glänzendes Kettenhemd und ein Umhang, von einer Fibel gehalten – vor Schlamm oder getrocknetem Blut starrten.

»B... Bran«, stammelte Ascall. »Und die alte ... die alte Úna. Warum sind sie tot?«

Sein Vater kniff die Augen zusammen, als müsste er sich erst mühsam besinnen, was nach seiner Heimkehr geschehen war. Schließlich zuckte er gleichgültig mit den Schultern.

»Bran hat mich nicht erkannt und wollte mir mein eigenes Heim verwehren. Nach so vielen Jahren in der Fremde habe ich meine Geduld verloren. Wer mag's mir nachsehen? Und diese alte Vettel, deren Namen ich nie wieder hören will, wagte es, mich dafür zur Rede zu stellen.« Er schüttelte den Kopf. Offenbar bedauerte er die Dummheit seiner Opfer, nicht die eigenen Taten. »Und nun verschwinde, Bürschchen. Morgen werde ich mir dich genauer anschauen, jetzt haben deine Mutter und ich einiges nachzuholen.«

Er stieß seine Frau auf die Bettstatt, wo sie dieses Mal auf dem Rücken zu liegen kam, und ließ sich auf sie fallen. Wieder gab Almaith dieses Wimmern von sich, doch es verhiess nicht länger Furcht, sondern Lust. Ascall konnte nicht entscheiden, ob der Laut von Herzen kam oder ob die Mutter sich verstellte, um ihn und sich selbst vor der Wut des Vaters zu schützen. So oder so war es der grässlichste Laut, der je in seine Ohren gedrungen war.

*Vater ist kein Sklave, keine Geisel, kein Held. Vater ist ein Mörder.*

Als er nach draußen floh und am Haupthaus vorbeilief, hörte er, wie das Gemurmel in der Halle zu einem Grölen angewachsen war. Mittlerweile taten sich die Männer seines Vaters wohl am Met gütlich und – wie die spitzen Schreie bekundeten – auch an den Mägden, die ihnen den Trunk auftrugen. Er hoffte, dass Mugain sich irgendwo in Sicherheit gebracht hatte und keinem Krieger in die Hände fiel, doch die Kraft, sie zu suchen und mit ihr das Entsetzen zu teilen, hatte er nicht.

Mugain würde schon damit fertigwerden, er musste zu Ailillán!

Als Ascall sich wenig später wieder an den warmen Ofen lehnte, schlief sein Bruder immer noch. Er tastete nach seiner Hand, berührte aber statt seiner Finger unverhofft das Kätzchen. Es erwachte und drehte sich wohlighin auf den Rücken, um sich den Bauch streicheln zu lassen. Ascall nahm es an sich, kraulte seinen Nacken, bis es schnurrte, fühlte plötzlich wieder

die Kratzspuren an der Hand und noch heftiger den Schmerz an Schulter und Stirn, wo er auf den Boden geprallt war. Auch das Handgelenk, das sein Vater gepackt und umgedreht hatte, pochte.

Er beugte sich vor, küsste den kleinen Kopf des Tierchens sanft. »Es tut mir leid«, flüsterte er erstickt. »Es tut mir so leid. Aber ... aber ich muss dich doch vor ihm beschützen ...« Bran und Úna waren gewiss nicht die Letzten gewesen, die sterben mussten, weil es seinem Vater an Geduld fehlte.

Als er sicher war, dass das Kätzchen tief und fest schlief, nahm Ascall das Köpfchen, umschloss es ganz fest mit den Fingern und drehte es blitzschnell, bis das Genick brach. So schnell, wie er dabei voringing, hatte das Kätzchen keine Schmerzen zu leiden. Danach war es immer noch warm und weich, es schnurrte nur nicht mehr.

Ascall betrachtete seinen Bruder, der immer noch schlief. Wie sollte er ihm erklären, was der Vater getan hatte? Wie ihm begreiflich machen, dass dieser ein Mörder war und ihre Mutter sich ihm nicht entgegenstellen würde, wenn er mordete – ob aus Ungeduld oder Zorn, einfach nur aus Langeweile oder Spaß? Und dass er selbst das Kätzchen getötet hatte, weil er es liebte und weil etwas zu besitzen, das man liebte, die Furcht vor einem Vater, der es nehmen könnte, noch größer machte.

Ascall hielt das tote Kätzchen auf seinem Schoß und streichelte es, als er sich an Ailillán schmiegte, die Augen schloss, die Schmerzen ebenso zu verdrängen versuchte wie das Blut, das auf seinem Gesicht verkrustete.

Ascall war sechs Jahre alt, als er zum ersten Mal tötete. Er weinte, bis er einschlief.

1166





## RIACÁN

Der Strick zog sich immer fester um den Hals des Mannes. Erst berührten seine Fersen den Boden nicht mehr, und als die Krieger das Seil höher zogen, wurde es auch unmöglich, mit den Zehen festen Stand zu finden. Der Mann ächzte, sein Gesicht lief erst rot, dann bläulich an, seine Lippen bebten, als er nach Luft schnappte. Immerhin fand er noch genug, um zu lachen, heiser zwar und grässlich gurgelnd, aber voller Hass.

»Schluss!«, rief Riacán O'Bjólán.

Die drei Krieger, die an dem Seil gezogen hatten, folgten widerwillig dem Befehl ihres jungen Herrn, bis die Füße des Mannes wieder den Boden berührten. Obwohl sich der Strick immer noch in seinen Hals schnitt, wurde das Lachen lauter, und der Blick, der sich auf Riacán richtete, so verächtlich, dass er sich jäh – obwohl er doch groß gewachsen und breitschultrig war – wie ein unsicherer kleiner Knabe fühlte.

»Wie kam er hierher?«, fragte Riacán und versuchte sich seine Gefühle nicht anmerken zu lassen.

»Auf einem Pferd«, knurrte Gljómall und wickelte sich das Seil mehrmals um die Hand, um zu zeigen, wie sehr es ihm in den Fingern zuckte, wieder zuzuziehen. Mit einem Nicken wies er auf den Gaul. »Sollen wir dem verfluchten Vieh die Kehle durchschneiden?«

Riacán schüttelte den Kopf. »Nein, führt es in den Stall zu den anderen und gebt ihm Hafer.«

»Aber ...«

»Tut, was ich sage! Sonst könnt ihr selbst die nächsten Jahre über Hafer fressen.«

Dúngal und Fiacc, die Gljómall geholfen hatten, den Mann zu fesseln, den Strick um den Hals zu knoten und das Seil über den Holzbalken des Langhauses zu werfen, trollten sich, Gljómall hingegen starrte seinen Herrn trotzig an.

»Trug er Waffen?«, fragte Riacán.

»Keine. Das Einzige, was er mitgebracht hat, ist seine Botschaft.«

»Und diese Botschaft ist so schlimm, dass ihr ihn gleich aufhängen wolltet?«, fragte Riacán kopfschüttelnd.

»Nein, ich habe nur eine Vermutung, von wem die Botschaft stammt, und wenn ich damit richtigliege, hätte dieser Mann es verdient, dass man ihn enthauptet und seinen blutigen Kopf auf einen Ast spießt. Seine Augen wären ein Festschmaus für die Raben, seine Zunge eines für die Schnecken, und sein ...«

Riacán hob die Hand, um Gljómall zum Schweigen zu bringen. Er trat zu dem Mann, über dessen aufgeplatzte Lippen Speichel floss. Sein Lachen war verstummt, sein Atem ging röchelnd. Riacán wartete einen Augenblick, dann hob er die Hand und lockerte den Strick. Prompt wurden die Atemzüge tiefer und die riesig anmutenden Augen traten in ihre Höhlen zurück. An dem verschlagenen Blick, der auf Riacán gerichtet war, änderte das aber nichts.

»Dein Name!«, verlangte Riacán zu wissen.

»Mein Name ist nicht von Bedeutung«, flüsterte der Mann, »nur der, für den ich spreche.«

»Sag ihn trotzdem!« Der Bote schwieg, und prompt machte Gljómall Anstalten, wieder am Seil zu ziehen. »Lass es!«, brüllte Riacán ihn an. »Ich will wissen, was er zu sagen hat. Und ich will einen Boten nicht für die Taten seines Herrn büßen lassen.«

»Dein Vater hätte genau das getan!«, knurrte Gljómall.

»Mein Vater ist lange genug tot, dass ihn die Würmer aufgefressen haben. Jetzt bin ich dein Herr, jetzt bestimme ich, was auf dem Land der O'Bjólans geschieht.«

Der Bote begann, mit den Füßen im Sand zu scharren, als wollte er zeigen, wie ungeduldig ihn das Geplänkel stimmte. »Nun, dafür erscheinst du mir ziemlich jung, Bürschchen«, höhnte er.

Gljómall ballte die Hand zur Faust, wagte es offenbar aber nicht, auf ihn einzudreschen.

»Ich mag noch jung sein«, antwortete Riacán ruhig, »doch



das bedeutet nichts. Auf dieser Insel sind schon Knaben zu Helden geworden.«

»Ach ja?«, spottete der Mann. »Ich kenne keine jungen Helden, im Krieg wird man so schnell alt wie im Reich der Elfen, wo man ein Jahr für einen Tag hält. Und ich kenne schon gar keine Helden, die von der Ostküste stammen. Ihr seid keine echten Iren. Ihr bildet euch viel auf euren Reichtum ein, doch ihr verdankt diesen Reichtum dem Silber, das die Nordmänner einst den Mönchen unter ihrem Arsch weggestohlen haben. Wenn das eure Helden sind, was tun dann die, die ihr Feiglinge heißt? Vor kopflosen Hühnern davonrennen?«

Sein Blick blieb unverwandt auf Riacán gerichtet. Erst jetzt fiel diesem auf, dass die Augäpfel des Boten gelblich verfärbt waren – eine Folge der rüden Behandlung oder Zeichen einer Krankheit. Der Fäulnisgestank, der sich mit dem beißenden Atem vermischte, sprach für Letzteres. Vielleicht hatte man ihn als Boten auserkoren, weil er ohnehin sterben würde und Männer wie er einen schnellen Tod am Strick dem langsamen Verwesen im Dreck vorzogen.

»Mein Großvater Eiric O'Bjólán hat keinen Mönch bestohlen«, erklärte Riacán stolz. »Er hat Schiffe gebaut, die schnell wie Blitze das Meer durchpflügten, Schiffe, mit denen Könige ganze Reiche eroberten. Und mein Vater Tadc O'Bjólán hat sein Geld vermehrt und dieses Land gekauft. Unsere Viehherden sind so groß, dass sie fast so schwer zu zählen sind wie die Sterne am Himmel, und seit sie mir gehören, ist kein Tier von Wölfen oder Bären gerissen oder mit aufgeschwemmtem Leib und roten Augen gestorben. Noch die reichsten Dubliner bieten mir für meine Häute und Felle, meinen Käse und Honig ihr bestes Walrosselfenbein, feine Wollstoffe, fränkisches Glas, selbst Brokate aus Byzanz.«

Der Bote räusperte sich und spuckte aus, aber er verfehlte knapp Riacáns Umhang. Gljómall knurrte Unverständliches, sein junger Herr schüttelte nur kaum merklich den Kopf.

»Ja, ja«, sagte der Bote, »dass die O'Bjóláns reich sind, will ich nicht leugnen. Aber können sie auch kämpfen?«

»Nicht ein Mann meiner Familie ist ohne Schwert in der

Hand groß geworden. Und keines dieser Schwerter ist bis zu seinem Tod unbefleckt geblieben.«

Wieder folgte ein Räuspern, gleichwohl der Bote dieses Mal nicht spuckte. »Ich wollte nicht wissen, wie viel Blut ihr vergossen, sondern ob ihr gekämpft habt. Zu kämpfen heißt, für *einen* König zu töten. Tut man es mal für den einen, mal für den anderen, je nachdem, wer am meisten Lohn bietet, dann ist das nicht kämpfen, dann ist das huren.«

Wieder knurrte Gljómall etwas, wieder schüttelte Riacán den Kopf. »Sag mir, was du zu sagen hast!«, befahl er. »Und vor allem, wem du deine Zunge leihst.«

Kurz grinste der Bote, dann wurde er schlagartig ernst. »Ascall von Toora«, zischte er, als dürfte man diesen Namen nur durch schmale Lippen hindurchpressen. Seit Riacán erfahren hatte, dass ein Bote in den Hof geritten war, dort das Bier, das man ihm gereicht, auf den Boden geschüttet und wüste Beleidigungen ausgestoßen hatte, hatte er sich davor gewappnet, diesen Namen zu hören. Doch jetzt, da er endlich ausgesprochen war, konnte er nicht verhindern, zu erbleichen und unwillkürlich zurückzuweichen. Dem Boten entging das nicht. »Wie ich schon sagte ... Ihr an der Ostküste seid keine echten Iren. Euer Blut ist dünner als Winterbier, das man mit zu viel Wasser streckte.«

Riacán kämpfte um seine Beherrschung. »Als Ascall von Toora das letzte Mal hier war, hat er nicht gerade einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Ich weiß noch, dass sein Bart nur spärlich wuchs.«

»Oh, ich kann dir versprechen, sein Bart ist gewachsen. Und dieses Mal kommt er nicht allein, sondern mit einem großen Heer. Wenn die Sonne den höchsten Stand erreicht, steht er vor deinen Palisaden, und anders als dein Vater kannst du dich nicht im Arsch deines Königs verkriechen. Weil dein König nämlich geflohen ist wie ein Weib.«

»Ich verkrieche mich nirgendwo. Wenn Ascall meinen Kopf will, muss er ihn allerdings selbst abschlagen.«

»Ascall will deinen Kopf nicht, er will noch nicht einmal deine Eier.«

»Was will er dann?«, fragte Riacán, obwohl er es wusste.

Jetzt spuckte der Bote wieder – gelben Speichel und zähes Blut. Wie zuvor grinste er breit, wurde aber rasch wieder ernst, als er Ascall von Tooras Botschaft überbrachte.

Riacán betrat den schmalen Wehrgang hinter den Palisaden, um das Umland zu überblicken. Die Umzäunung war auf rötlicher Erde errichtet worden, dem Aushub aus dem Graben unmittelbar davor. Außerdem schützte eine kleine Steinmauer die Siedlung.

Die Ländereien der O'Bjólans lagen zwischen dem Fluss Liffey im Norden, dem Fluss Slaney im Süden und dem Meer im Osten. Obwohl keines der Gewässer nahe genug war, um die Fluten glitzern zu sehen und ihr Rauschen zu vernehmen, machte ihre Umarmung die Erde feucht und fruchtbar. Das Getreide wuchs golden, die Wiesen dunkelgrün, Wollgras tanzte wie Schneeflocken über den Sümpfen, und die farbenprächtigen Blütenblätter von Fingerhut und Trollblumen, Löwenzahn und Fuchsien erzitterten im Wind. Einer alten Legende nach waren die sanften Hügel des Landes die Brüste von Ériu, der Göttin, die der Insel ihren Namen gegeben hatte, und obwohl die Wikinger Irland daraus gemacht hatten und die Bewohner der Insel sie mittlerweile auch so nannten, rühmte ein jeder diese Brüste – nicht vertrocknet wie die eines alten Weibes, das nur tote oder kranke Kinder geboren hatte, waren sie, sondern eine üppige, nährende, vermeintlich unerschöpfliche Quelle neuen Lebens.

Selbst auf der höchsten Erhebung der Hügel gab es Sümpfe, und der Schatten der Bäume, die das freie Land umgrenzten, war nicht schwarz, sondern dunkelgrün. Die Äste verschränkten sich ebenso miteinander wie die Kronen, doch wer sich hindurchkämpfte, geriet in kein undurchdringliches Labyrinth, eher in einen heiligen Garten, in dem die Bäume der Götter, Eiche, Weißdorn und Eibe, von ihrem Alter, ihrer Unzerstörbarkeit und Güte kündeten, nicht von ihrer Boshaftigkeit und List. Aus diesem Reich der Schattenkühle und der Sonnensprenkel auf dem feuchten Boden kehrte man mit

reicher Beute heim – mit saftigen, süßen roten Beeren und mit duftendem Moos, das in die Ritzen der Hauswände gefüllt den Wind abhalten konnte. Wenn im Herbst die Schweine in den Wald getrieben wurden, auf dass sie dort Eicheln, Bucheckern und Kastanien fraßen, grunzten sie später fett und glücklich, zumindest für einige Wochen, ehe sie rund um das Weihnachtsfest geschlachtet wurden. Eines war letztes Jahr vor dem Messer seines Schlächters davongelaufen und hatte so durchdringend gequiekt, dass man die erbärmlichen Laute selbst dann noch zu hören vermeinte, als es bereits kopfüber über einem Trog hing.

Während Riacán auf den Wald starrte, glaubte er zu ahnen, wie sich das Schwein gefühlt hatte. Eine Weile seufzte nur der Wind mit Riacán, dann ertönte ein weiterer Laut – eine Stimme, leise und besorgt.

»Wollen dich die heranrückenden Krieger töten?«

Es war der Sohn des Hufschmieds Cú Caille, der kleine Éamonn, der das fragte, der, der die Sprache der Pferde verstand, das verstörteste Tier beschwichtigen und das von schlimmen Koliken gequälte trösten konnte. Noch lieber als die Sprache der Pferde wollte er die der Schwerter beherrschen, und auf seinen Wunsch hin hatte Riacán kürzlich dafür gesorgt, dass Éamonn statt im Haus seines Vaters bei seiner Leibgarde lebte. Er hatte zwar kein gutes Gefühl, den sanften Knaben in der Nähe von Fiacc, Gljómall und Dúngal zu wissen – rohen Kerlen, die mit ihrer Muskelkraft kämpften, nicht mit ihrem Verstand und schon gar nicht mit Ehre –, aber Éamonn hatte es bislang geschafft, ihren Faustschlägen auszuweichen, ja, war sogar sauberer als sie, obwohl er ihr Lager teilte.

»Nein, sie wollen mich nicht töten«, sagte Riacán leise. »Sie wollen nicht meinen Leib, sie ... sie wollen meine Ehre ...«

Éamonn drehte sich um und deutete mit dem Kinn in Richtung des Boten. »Mein Vater behauptet, der Mann habe dich beleidigt. Warum hast du ihn nicht hängen lassen?«

»Dann hätte ich besagte Ehre bereits verloren.«

Eine Weile blickten sie beide angestrengt in die Weite. Kürzlich hatte man das Getreide beschnitten und nur die Halme für

das Vieh stehen lassen, doch dieses war noch nicht so hungrig wie in den feuchtkalten Tagen, wenn aus der Insel, die ansonsten grüner war als die Wiesen von Andernwelt, eine schlammig braune wurde.

»Die Krieger werden von Ascall von Toora angeführt, nicht wahr?«, fragte Éamonn.

Der Klang seiner Stimme verriet das Entsetzen, doch es hielt ihn nicht davon ab, die Wahrheit unumwunden zu benennen. Vielleicht konnte er so gut mit Pferden umgehen, weil ihm Verstellung und Lüge fremd waren.

»Ja«, bekannte Riacán tonlos.

»Was genau will er von dir? Und ... und darf er dich überhaupt bedrohen?«

Riacán wandte sich ab und ging in die Knie, um dem Jungen direkt in die Augen zu schauen. Für seine zwölf Jahre war Éamonn sehr schwächlich, doch sein verständiger Blick schien der eines weisen alten Mannes zu sein.

»Kannst du dich daran erinnern, was ich dir über Irland erzählt habe?«

Éamonn nickte. »Du hast einmal gesagt, dass die Insel so grün wie die Krone eines Baumes ist, der aus dem Meer wächst. Die vielen Blätter, die aus dem Geäst sprießen, stehen für die Herren der *tuatha*, der einzelnen Stämme. Früher trugen diese Herren den Titel des *rí tuaithe*, des Kleinkönigs, heute werden sie nur *dux* genannt. Die einzelnen Zweige wiederum stehen für den *ruirí*, den Großkönig, der mehrere Stämme unter sich vereinigt.«

»Genau«, sagte Riacán, »und der Ast, auf dem die Zweige wachsen, ist gleichsam der *rí ruireg*, der König der großen Provinzen. Er steht über den Großkönigen.«

»Und der Stamm des Baumes steht für den *ard rí*, für Irlands Hochkönig«, fuhr Éamonn eifrig fort.

Riacán fuhr ihm durch das Haar. Die Locken waren so weich, wie sie aussahen.

»Du hast einen wachen Geist«, murmelte er. »Gewiss weißt du auch, dass Leinster, die Provinz, in der wir leben, von König Diarmait MacMurchada regiert wird ... oder vielmehr

wurde. Denn nach dem Tod des alten Hochkönigs kam mit Ruari O'Connor ein Mann an die Macht, der Diarmait hasst. Er sammelte Verbündete hinter sich, und gegen diese Übermacht konnte Diarmait sich nicht behaupten, er musste fliehen. Sein Ast wurde einfach vom Baum gesägt. Wir O'Bjólans wiederum sind als Landbesitzer das Fleckchen Erde, das Diarmait's Ast bislang vor allzu beißender Sonne und allzu kaltem Winter schützte – und nun sind wir beidem schutzlos ausgeliefert. Wir haben nichts falsch gemacht, wir ... wir haben nur das Pech, dass sich unser Land an der falschen Stelle befindet. Und auch wenn der mächtige Baum von uns und unseresgleichen genährt wird – in welche Richtung er wächst, können wir nicht bestimmen ...«

Nicht länger stand Riacán das Bild eines geschlachteten Schweins vor Augen und wie es erbärmlich quiekte, ehe man ihm die Kehle aufschlitzte, sondern ein kahler Ast, der von unsichtbaren Flammen verzehrt und am Ende so schwarz und brüchig wurde, dass er beim kleinsten Luftzug zu Asche zerfiel. Zugleich vernahm er die höhnische Stimme seines Vaters.

*Was stehst du da herum und redest mit Kindern über Bäume und Äste? Warum gebärdest du dich als armseliges kleines Pflänzchen, das andere zu Recht mit ihrer Scheiße düngen wollen?*

Éamonn schien nicht zu entgehen, wie Riacán die Stirn runzelte. »Du wirst Ascall besiegen«, sagte er entschlossen, »du wirst stark sein wie Cú Chulainn ...«

»Niemand ist so stark wie der größte Held Irlands.«

»Die Götter liehen ihm seine Stärke. Vor jedem Kampf schwellen seine Muskeln an, der Körper zitterte, ein Auge trat aus dem Kopf heraus, während das andere im Schädel versank. Und da war ein goldener Schein, der um sein Haupt erstrahlte, das Heldenlicht!« Der Blick des Jungen erstrahlte auch, je länger er sprach.

Riacán packte seine Schultern und sah ihn eindringlich an. »Éamonn, versprich mir eines! Wenn Ascalls Männer kommen und unsere Siedlung stürmen, dann bring dich in Sicherheit! Versteck dich!«

Nicht, dass er damit rechnete, den Jungen zur Vernunft brin-

gen zu können, aber er begnügte sich damit, dass Éamonn zumindest nicht widersprach.

Ein lang gezogenes Stöhnen drang zu ihnen. Dass er seinen Männern verboten hatte, Ascalls Boten zu töten, hielt diese nicht davon ab, ihn zu quälen. Zwar hatten sie ihm keine Schlinge um den Hals gezogen, aber Beine und Arme noch fester gefesselt, und sie schleiften ihn über den Boden, wohl in der Hoffnung, dass kleine spitze Steine Gesicht und Brust aufschürften.

Riacán kletterte vom Wehrgang und ging wütenden Schrittes auf seine Leibgarde zu, doch ehe er befehlen konnte, sofort aufzuhören, trat ihm ein Mann aus den Schatten der Palisaden entgegen, weißbärtig, faltig und mit müdem Blick. Colum war schon der *brethem* seines Vaters gewesen, ein Mann, der die wichtigsten Gesetzestrakte kannte, darunter das *Senchus Mor* und das *Buch von Acaill*, doch Tadc O'Bjólán hatte nie auf ihn gehört. Jetzt stand er treu zu Riacán, und der hätte seinen Rat gern vernommen, doch Colum war seit einigen Monaten ständig müde, schlief entweder mitten am Tag ein oder wurde morgens erst gar nicht wach, wenn der Hahn krächte. Entsprechend verspätet hatte er deshalb erfahren, was vorgefallen war und was der Bote verkündet hatte.

Sein Schritt war erstaunlich schnell. »Ascall von Toora!«, stieß er aus. »Gott stehe uns bei!«

»Ich ... ich habe es befürchtet«, sagte Riacán verstört. »Ich habe versucht, nicht daran zu denken, aber ich ahnte, dass dieser Tag kommen würde.«

Colums weißes Haar wehte im Wind. »Wenigstens ist er nicht auf Zerstörung aus!«, rief er zu Riacáns Erstaunen erleichtert. »Du hast damals mit eigenen Augen gesehen, wie schlimm dein Vater ihn gedemütigt hat. Dennoch will er nur Genugtuung und nicht deine Vernichtung, Riacán. Wenn er bekommt, was er will, wird er sich wieder zurückziehen. Ascall mag der grausamste Mensch sein, der auf dieser Insel lebt, er ist hingegen nicht wahnsinnig.«

Riacán sah ihn missbilligend an. Ja, Ascall war nicht auf Zerstörung aus, sondern auf ...

Nein, nicht einmal denken wollte er es!

»Vielleicht ist Ascall nicht wahnsinnig«, fuhr er Colum wütend an. »Du musst es allerdings sein, wenn du vorschlägst, ich sollte seiner Forderung nachgeben.«

Träge hingen die Lider über Colums Augen. »Ach Riacán«, erwiderte er seufzend, »es gibt in diesen Tagen Menschen, die würden für dich kämpfen, aber niemanden, der sich gegen Ascall stellt. Er ist Tigernán von Breifnes engster Verbündeter, und Tigernán ist wiederum der engste Verbündete des Hochkönigs, und der hat soeben unseren König Diarmait aus Leinster vertrieben. Gegen Ruari, Tigernán oder Ascall zu kämpfen, hieße, laut den schmachlich flüchtenden Diarmait zu preisen, und niemand ist so dumm, auch du nicht. Außerdem kannst du gegen Ascall unmöglich gewinnen! Er führt nicht nur seine eigenen Männer für den Hochkönig in den Krieg, er hat unter sich etliche *suartleach* vereint – gewissenlose Männer, die für Geld kämpfen.«

»Ich werde niemals meine Familie verraten.«

»Deine Familie hat viele Mitglieder, nicht nur eines. Ich habe gehört, was du dem Jungen über Äste und Blätter und Zweige erzählt hast. Nicht nur Irland gleicht einem Baum, sondern jede Sippe, und du ... du bist nach dem Tod deines Vaters der Stamm, der alle trägt. Manchmal muss man einen Ast abschlagen, um den Baum zu retten – auch wenn es schmerzt. Und selbst wenn dieser Ast nie wieder nachwächst, werden an anderer Stelle doch grüne und kräftige Triebe sprießen.«

Dass Colum die Wahrheit sagte und man seinen Rat nicht als Irrsinn abtun konnte, machte es Riacán nicht leichter, seine Wut zu drosseln. Warum konnte der Alte nicht einfach schnarchend in der Ecke liegen!

Doch da war kein Schnarchen zu hören, nur erstickte Schmerzensschreie konnte man vernehmen. Zum dritten Mal hatten Gljómall, Dúngal und Fiacc den Boten nun durch den Hof gezerrt, vorbei am großen Langhaus, den Hütten der Sklaven, den Ställen und der Scheune, um ihn jetzt, da sein Gesicht voller Schrammen und sein Hemd blutgetränkt war, am Balken des Langhauses festzubinden, so, dass die Hanfstricke tief in seine Hände und Füße schnitten.



Riacán ließ Colum stehen.

»Hört auf, ihn zu quälen!«, brüllte er. Obwohl sein Befehl unüberhörbar war, rammte Fiacc, der bekannt dafür war, gern Zielübungen mit kleinen Dolchen zu machen – am liebsten an Menschen, notfalls an Katzen –, dem Boten die Faust in den Bauch. Und Dúngal mit den schnellen Händen, der Fische ohne eine Angel fing und mit Vergnügen zusah, wie sie im warmen Sonnenlicht japsend vertrockneten, anstatt ihnen gnädig den Kopf abzuschlagen, warf zwar einen vorsichtigen Blick in Riacáns Richtung, riss dem Geschundenen aber noch schnell ein Büschel Haare aus.

»Hört endlich auf!«, forderte Riacán wieder. Schließlich traten die beiden zurück, und selbst Gljómall, von allen dreien der Schlimmste, weil er jede Grausamkeit noch mehr genoss als die anderen, ließ seine erhobene Hand sinken – was immer er dem Unglückseligen hatte antun wollen. Enttäuschung stand in den Blicken der Männer seiner Leibgarde, wohl auch Sehnsucht nach Riacáns Vater, der ihnen diesen Spaß nicht verdorben hätte. »Lasst ihn hier liegen und schenkt ihm nicht weiter Beachtung«, befahl Riacán. »Wer noch einmal seine Hand an ihn legt, den hänge ich an seiner statt auf.«

Er hätte gern mit weniger als mit dem Tod gedroht, wusste jedoch, dass er damit die Wirkung verfehlt hätte. Schläge und Hungern war nichts, was Kreaturen wie diesen Angst machte.

Schweren Herzens wandte er sich ab und ging zum Langhaus. Bis eben hatte seine größte Angst dem Moment gegolten, da auf den grünen Hügeln Ascall's Heer erscheinen würde. Nun ahnte er, dass es die größere Herausforderung war, ins Innere zu gehen, ins Gesicht der Frau zu blicken, die er am meisten liebte, und ihr zu sagen, was Ascall von Toora von ihm verlangte.

Im Langhaus war es dunkel. Die Torfscheite spuckten nur mehr rot glühende Funken, sie entzündeten kein prasselndes Feuer. Ihr eigentümlich süßer Geruch lag über allem, konnte aber nicht den Gestank vertreiben. Vom Unrat, der auf den Boden gefallen war und dort verfaulte, stammte er gewiss nicht, denn

erst am Tag zuvor hatte Ceara, eine der Sklavinnen, frisches Stroh und zwei neue Teppiche aus Kalbsleder darübergerlegt. Riacán blickte sich schnüffelnd um, ehe er zum Kupferkessel schritt, der über der Feuerstelle in der Mitte des Raumes hing. Angewidert verzog er den Blick, als er hineinlugte.

»Was soll denn das?«, rief er. Erst jetzt hatten sich seine Augen ausreichend an das düstere Licht gewöhnt, um die drei Menschen wahrzunehmen, die auf den Bänken hockten – zwei Frauen und ein Mann, wobei man auch den Mann ob seiner blonden Lockenpracht, der schmalen Gestalt und der feinen Züge auf den ersten Blick für ein Weib hätte halten können. Riacán nahm den Kessel vom Haken, schleuderte ihn auf den Boden und trat mit dem Fuß dagegen. »Wer ist auf die Idee gekommen, eine Ratte zu braten?«, wütete er weiter. »Und das noch dazu so lange, bis sie anbrennt?«

Der Mann mit den blonden Locken erhob sich. Wie so oft hielt er eine kleine Harfe in der Hand, *ceis* genannt. Sie war aus dem Holz des Ahornbaums geschnitzt und glänzend poliert, die Saiten waren aus Schweinedarm. Riacán hatte noch nie jemanden so geschickt die Saiten einer Harfe zupfen sehen wie seinen jüngeren Bruder, doch obwohl er dessen Liedern ansonsten gern lauschte, war er jetzt entschlossen, ihm den Kupferkessel samt Ratte über den Schädel zu ziehen, falls er zu singen begänne.

Faolán feixte nur. »Nun lass doch unserer alten Tante Kraka ihren Spaß.«

»Will sie die Ratte etwa *essen*?«, fragte Riacán fassungslos.

Faolán zuckte mit den Schultern. »Es heißt, die Druiden hätten in alten Zeiten Hunde geschlachtet, ihr rohes Fleisch gekaut und an den Bissen, die sie ausspuckten, die Zukunft abgelesen. Kraka wollte das auch tun, sie fand nur keinen Hund, an dem sie sich vergreifen konnte, und hat deshalb eine Ratte genommen. Wirf der lieben Kraka keine Barbarei vor! Anders als die Druiden gedenkt sie schließlich kein rohes, sondern gebratenes Fleisch zu benutzen, um die Zukunft zu deuten.«

Riacán seufzte. »Und wo ist dieses verrückte Weib jetzt?«, fragte er überdrüssig.

»Mit einer zweiten Ratte, die noch lebte, hinaus«, erwiderte Faolán. »Aber nicht, um sie zu essen«, fügte er schnell hinzu. »Ich glaube, sie will sie irgendwelchen Göttern opfern, während die andere brät. Vielleicht dem Kriegsgott Lugh oder der Kriegsgöttin Morrighan. Vielleicht auch Nuada, Ogma oder Danu und wie sie eben heißen. Was allen Göttern gemein ist, ist ihre Gier auf das Lebendige.«

Faolán lächelte schief und zupfte nun doch an den Saiten. Wie immer trafen die sanften Laute Riacáns Herz, und der Wunsch, Kraka zur Rede zu stellen, schwand. Nur Faolán und er nannten sie bei ihrem richtigen Namen, die anderen bezeichneten sie als Krähenweib, sie selbst sah sich als Druidin oder Priesterin. Manchmal schnitzte sie Zeichen in Holz, auf dass ein Schauer aus Blut über ihre Feinde herabgehe, erreichte aber meist nichts anderes, als am eigenen Finger zu bluten. Dann wiederum ließ sie Hühnerfedern auf den Boden fallen, um das Wetter vorherzusagen, was den alten Colum einmal zwischen zwei seiner Schläfchen zu der Bemerkung veranlassete, der Himmel könne ja nur weinen, wenn die Hühner, auf die sie Jagd mache, so laut und närrisch gackerten.

Riacán setzte sich und wagte erst jetzt, in die Gesichter der beiden Frauen zu schauen, die noch immer auf den Bänken hockten. Er hatte gehofft, dass sie nichts von dem Boten wussten, doch ihre Mienen waren angespannt – die von Caitlín, seiner jüngeren Schwester, ebenso wie die von Éilís, seiner Frau. Éilís war nicht hässlich, doch in Gegenwart von Caitlín mit ihren ebenmäßigen Zügen, dem schwarzen Haar und den blauen Augen, den rosigen Wangen und den weißen Zähnen fielen die vielen kleinen Unvollkommenheiten noch deutlicher auf und ließen sie älter wirken, obwohl sie im selben Jahr wie Caitlín geboren worden war. Ihre Augen standen sehr dicht beisammen, die Oberlippe war schmaler als die untere, und das bläuliche Zahnfleisch sah man besonders deutlich, wenn sie lächelte. Jetzt lächelte sie natürlich nicht.

»Wer hat den Boten geschickt?«, fragte Éilís so nüchtern, als wäre Angst ein ihr völlig fremdes Gefühl.

Es gab nicht viel, was Riacán an seiner Frau bewunderte,

doch ihre Unerschrockenheit gehörte dazu. Die Wahrheit wollte er gleichwohl nicht aussprechen, aber bevor ihm eine Lüge einfiel, zupfte Faolán wieder die Harfe.

»Oh, lasst mich ein Lied von jenem grimmigen Krieger anstimmen. Schwarz wie die Nacht ist sein Helm, kalt wie der Mond ist sein Schwert, verkommen wie ranziger Käse seine Seele.«

»Ranziger Käse, also wirklich!«, rief Riacán erbost. »Das ist das dümmste Lied, das du je gesungen hast.«

»Mag sein«, entgegnete Faolán, »es stimmt jedoch, dass Ascall von Toora gekommen ist, um sich das zu holen, was man ihm einst verweigert hat, nicht wahr?« Er sumnte eine hübsche Melodie.

»Es ist wirklich Ascall von Toora?«

Caitlín sprang auf. Sie suchte den Blick ihres Bruders, starrte ihn entsetzt an, formte tonlos die Frage: Ist es wahr? Und er, der ihr doch so viel lieber anderes gesagt hatte, konnte nur stumm nicken.

»Fällt euch ein besseres Bild als das vom ranzigen Käse ein?«, fragte Faolán nahezu vergnügt.

»Halt deinen Mund!«, fuhr Riacán ihn an und ließ seine Faust auf den Tisch donnern. »Wärest du ein echter Mann, kein nutzloser Barde, würdest du kaum Scherze über Ascall von Toora machen, sondern gemeinsam mit mir gegen ihn kämpfen.«

Er bereute seine heftigen Worte sofort, war es doch für gewöhnlich er, der Faolán vor anderen Männern verteidigte und ihn für seine Gesangskünste bewunderte, doch dieser schien ohnehin nicht gekränkt. Er hob seine Harfe.

»Auch das ist eine Art Waffe.«

Riacán unterdrückte ein Seufzen. »Aber damit kann man niemanden töten.«

»Na, als ob du Ascall von Toora töten könntest. Lieber sterbe ich, während ich singe, als während ich kämpfe.«

»Ich will einfach nicht, dass du Angst und Schrecken säst.«

Schulterzuckend kam Faolán seinem Befehl nach und legte die Harfe ab, während Caitlín sich wieder auf die Bank fallen ließ. »Er will mich«, stieß sie aus.

»Nein«, sagte Éilís, »nein, er will Rache. Er will aller Welt zeigen, dass ein Ascall von Toora eine Demütigung nicht zulässt.«

»Und nachdem König Diarmait besiegt und vertrieben wurde, wird niemand uns schützen«, fügte Caitlín mit zitternder Stimme hinzu. »Die Menschen von Leinster sind froh, wenn sie nicht für die Taten ihres Königs zur Rechenschaft gezogen werden. Von ihnen ist keine Hilfe zu erwarten, sie werden uns unserem Schicksal überlassen. Das bedeutet, dass Ascall dieses Mal bekommen wird, was er will.«

»Nein!« Riacán merkte erst, dass er schrie, als sein Ruf in der Halle verklungen war. »Nein, er wird dich nicht bekommen, Schwester! Nicht solange ich atme. Ich weine unserem Vater keine Träne nach, aber zu den wenigen Dingen, die er richtig machte, gehörte es, Ascall deine Hand zu verweigern, als er damals zu uns kam und um dich warb. Ascall ist ein Mann ohne Ehre. Jeder weiß, dass er seinen Vater Ultan getötet hat. Man ahnt, dass er seine Hände im Spiel hatte, als seine Mutter diesem wenige Wochen später folgte. Und dann gibt es die Geschichte von einem Dorf, über das er einst mit seinen Männern herfiel wie ein Rudel hungriger Wölfe über ein einsames Rind. Hinterher waren alle tot – alle Frauen, alle Kinder, selbst die, die noch nicht laufen konnten.« Riacán sprach immer gehetzter. »Ein einziger Laut nur erklang noch, als er endlich abgezogen war«, fuhr er fort. »Das Meckern eines Lämmchens. Doch die, die das Dorf nach der Heimsuchung wieder betraten, sahen sogleich, dass er dem Tierchen keine Gnade erwiesen hatte, im Gegenteil. Alle seine vier Beinchen waren abgehackt. Mit blutendem Rumpf lag es im Dreck, mähte erbärmlich und versuchte verzweifelt, aber vergebens zum toten Muttertier zu kriechen.«

Caitlín wurde blass, und selbst der beherrschten Éilís schien unbehaglich zumute zu sein. Sie rutschte unruhig auf der Bank hin und her.

Faoláns Grinsen brachte Riacán zum Verstummen. »Und mir verbietest du, den Frauen Angst zu machen?«, fragte er. Riacán biss sich auf die Lippen. »Ich hoffe ja nur«, fuhr Faolán gleich-

mütig fort, »dass man das Lämmchen später schnell getötet, kross und würzig gebraten und mit gutem Appetit verspeist hat, sonst wäre das arme Tier ja ganz umsonst gestorben. Im Übrigen glaube ich nicht, dass es stimmt, was man sich erzählt. Wenn Krieg herrscht, hört man viele Geschichten. Die der Verlierer sind nie wahr und die der Sieger nur selten.«

»Genug jetzt!« Riacán wandte sich an die beiden Frauen. »Ihr habt doch gewiss etwas zu tun, oder? Die Menschen sollen nicht merken, dass Furcht in unserem Herzen wohnt. Beaufsichtigt die Sklavinnen, wenn sie melken, spinnen, Seetang verbrennen oder leere Butterfässer säubern! Tut, was ihr immer tun würdet. Und sprecht Ascalls Namen nicht aus, nicht in euren Gedanken und schon gar nicht laut. Wir wollen ihm nicht noch mehr Macht zugestehen, als ihm gebührt.«

Caitlín stand erneut auf, nahm kurz die Hand ihres Bruders und drückte sie, ehe sie sich zum Gehen wandte. Éilís hingegen erhob sich erst nach längerem Zögern. Es bedurfte eines kühlen Blickes von Riacán, bis sie ihm gehorchte – und das tat sie nicht, ohne trotzig die Schultern hochzuziehen und damit einmal mehr zu bekunden: Was schert mich, was mein Mann von mir denkt?

Riacán sah ihr nicht nach, doch Faolán tat es, bis sie das Langhaus verlassen hatte. Wie immer wurde sein spöttischer Blick warm und sehnsüchtig, sobald Éilís ihm den Rücken zugewandt hatte und nicht mehr in seiner Miene lesen konnte.

»Vater hätte sie dir geben sollen«, murmelte Riacán.

»Ach was«, gab Faolán vermeintlich leichtfertig zurück. »Sie hätte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Lieber lebt sie an der Seite eines schlechten Kriegers, der sie hasst, als an der eines guten Barden, der sie liebt.«

»Ich hasse sie nicht. Und zum schlechten Krieger würdest du auch taugen.«

Faolán lächelte nun traurig. »Nicht einmal für sie würde ich ein Schwert in die Hand nehmen. Éilís mag der süße Honig sein, nach dem ich mich verzehre, die Musik dagegen ist die Luft, die ich zum Atmen brauche. Und mit schwieligen, blutigen Fingern kann man die Harfe nun mal nicht zupfen.« Ri-

cán verstand nicht, wie man ausgerechnet Éilís mit Honig vergleichen konnte. Was wiederum das Atmen anbelangte, so fiel ihm das ob der schweren, stickigen Luft immer schwerer. »Was wirst du denn jetzt tun?«, fragte Faolán.

Riacán wich dem forschenden Blick des Bruders aus, starrte auf den Boden, sah eine zerquetschte Brombeere und eines der Schilfrohre, die er am Vortag beschnitten hatte, um das Dach der Vorratskammer zu decken. Wann würde er wieder Brombeeren essen? Wann wieder Schilf schneiden?

Ehe er eine Antwort geben konnte, nahten leise Schritte. Die Sklavin Ceara erschien mit einem scheuen Lächeln und einem Krug Bier, und als sie ihn vor Riacán abstellte, wurde ihr Lächeln strahlend.

»Danke«, murmelte Riacán.

Er nickte ihr zu, konnte ihr Lächeln jedoch nicht erwidern. Cearas Wangen überzog auch so leichte Röte.

Faolán hob vielsagend die Brauen, zog schweigend den Krug an sich, nahm einen tiefen Schluck und dann noch einen. Erst als er ausgetrunken hatte, sprach er. »Ich nehme an, du willst vor der Schlacht nüchtern bleiben.«

Riacán gönnte ihm das Bier. Er wusste, wie es schmeckte, auch ohne davon gekostet zu haben. Süß wie Cearas Haar, erfrischend wie Cearas gerötete Wangen, auch etwas bitter wie die Kerben auf ihren Wangen, die man sah, wenn sie nicht lächelte.

»Welche Schlacht?«, murmelte Riacán. »Du hast recht. Ich kann jemanden wie Ascall nicht besiegen oder gar töten.«

»Aber dich ihm beugen willst du auch nicht!«

Während Riacán sein Gesicht in den aufgestützten Händen vergrub, nahm Faolán die Harfe, strich über die Saiten und begann ein Lied zu singen.

*»Der Sohn wollte anders als der Vater sein. Doch kaum war der vertrocknet, fielen die Feinde ein. Die Zeche zahlt nicht immer, wer am gierigsten säuft. Und den Feinden entkommt nicht immer, wer am schnellsten läuft.«*

Riacán hob den Kopf. »Du hast schon mal schöner gesungen«, sagte er sichtlich überdrüssig.

»Doch selten wahrer. Ich weiß, du willst es nicht hören. Ich nehme an, auch Diarmait hat nicht hören wollen, dass er plötzlich keine Verbündete mehr hatte und sein Reich verloren war. Nun ist er aus Leinster vertrieben, und du wirst Caitlín Ascall von Toora geben müssen, was immer er mit ihr machen wird.«

»Niemals! Ich werde ihm unsere Schwester niemals überlassen!«

»Ich liebe Caitlín doch auch. Aber wir werden alle sterben, wenn ...«

»Genug!« Riacán erhob sich so schwungvoll, dass der leere Bierkrug umfiel. Ein Tropfen versickerte im rauen Holz. »Du, Caitlín, Ceara, Kraka und selbst Éilís – ihr seid meine Familie, und ich werde jedes Mitglied dieser Familie beschützen. Ich werde nicht eines für die anderen opfern.«

Faoláns süße Melodie vermochte nicht über die bissige Botschaft seiner Worte hinwegzutäuschen. Sie verfolgten Riacán, als er hinaushastete.

*»Da geht er nun hin, dieser strahlende Held. Und ist viel zu gut für die schreckliche Welt, wo man Menschen mit Ehre für Dummköpfe hält und der stolzeste Kopf stets am schnellsten fällt.«*

Nachdem er so lange im trüben Licht des Langhauses zugebracht hatte, schien die Sonne noch greller auf Riacán herunterzubrennen. Er schirmte seine Augen ab, blickte gen Himmel.

*Nicht mehr lange, dann hat sie ihren höchsten Stand erreicht ...*

Warum konnte es gerade an diesem Tag nicht regnen? Warum fühlte er mit jedem Tropfen Schweiß, der sich auf Stirn und Nacken bildete, dass Ascall näher kam und nicht genügend Zeit blieb, eine Entscheidung zu treffen?

Er wischte sich über das Gesicht, nahm endlich die Blicke wahr, die auf ihn gerichtet waren. Fiacc, Dúngal und Gljómall starrten ihn vorwurfsvoll an, Colum nachdenklich und Éamonn gespannt.

»Mein Pferd!«, befahl Riacán dem Jungen knapp. »Und bring mir auch meinen Schild und mein Schwert.«

Éamonn hastete über den Hof. Die drei Krieger, die eben noch herumgelungert hatten, reckten ihre Köpfe.





Kiera Brennan

**Die Herren der Grünen Insel - Die Irland-Saga 1**  
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 976 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-7341-0140-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Ein opulentes Historienepos voller archaischer Gewalt und großer Gefühle.

Irland 1166: Die Grüne Insel ist in viele kleine Reiche zersplittert, die sich unerbittlich bekriegen. Könige fechten langjährige Fehden aus, und selbst die friedliebendsten Untertanen werden in den blutigen Machtkampf hineingezogen. Zugleich droht ein gemeinsamer Feind in Irland einzufallen: Henry Plantagenet will die Insel an sich reißen. Werden sich die Herren der Grünen Insel vereinen und sich gegen den König von England stellen? Und welche Rolle spielen der grausame Krieger Ascall und die von ihm entführte Caitlín in diesem Kampf um Macht und Blut?

 [Der Titel im Katalog](#)